«Heute gibt es eine Diskriminierung von Männern»

Bildungsforschung Die Ökonomin Margit Osterloh geriet mit einer Studie zur Gleichstellung in einen veritablen Shitstorm. Hier spricht sie zum ersten Mal ausführlich über die Debatte, die komplett aus dem Ruder lief – und sagt, was heute bei der Gleichstellung schiefläuft. Um mehr Frauen in Führungspositionen und technische Berufe zu bringen, plädiert sie derweil für einen geschlechtergetrennten Unterricht in den Schulen.

Raphaela Birrer

Protestbriefe, Beschimpfungen, öffentlicher Pranger: Vor zwei Jahren geriet die Ökonomin Margit Osterloh mit einer Studie im Auftrag der Uni Zürich in einen veritablen Shitstorm. Mit der Soziologin Katja Rost hatte sie erforscht, warum der Frauenanteil an Universitäten abnimmt, je höher die Hierarchiestufe ist. Das Ergebnis: Nicht Diskriminierung, sondern die unterschiedlichen Präferenzen und Karriereambitionen der Geschlechter sind ursächlich. Jetzt wurde die Studie in einem renommierten Fachjournal publiziert – und genügt damit offiziell wissenschaftlichen Standards.

Im Interview blickt Osterloh zurück auf die für sie «harte und schmerzhafte» Zeit des Shitstorms und spricht Klartext zur Gleichstellung: Um mehr Frauen in Führungspositionen und technische Mint-Berufe zu bringen, brauche es geschlechtergetrennte Schulklassen. Die Frauenquote sei überholt – heute würden Männer diskriminiert. Und ein egalitäres Modell, bei dem beide Partner Teilzeit arbeiteten, mache ökonomisch in vielen Fällen keinen Sinn.

Die 80-jährige emeritierte Professorin empfängt in ihrem Homeoffice im Zürcher Seefeld zum Gespräch. Dort lebt sie mit ihrem Mann, dem Ökonomen Bruno S. Frey, direkt über dem Forschungsinstitut Crema, das sie gemeinsam betreiben.

Frau Osterloh, Ihre Studentinnen-Studie wurde soeben in einem Fachjournal veröffentlicht. Damit genügt sie offiziell den wissenschaftlichen Ansprüchen. Was haben Sie gedacht, als Sie das erfahren haben?
Ich war erfreut, aber nicht überrascht. Meine Co-Autorin Katja Rost und ich haben nie ernsthaft an unserer Studie gezweifelt.

Kaum je dürften Professorinnen an der Universität Zürich eine derartige Entrüstung ausgelöst haben wie Sie. Wie war diese Zeit rückblickend für Sie?
Diese drei Monate des Shitstorms waren hart und schmerzhaft. Sogar mein Körper hat reagiert, ich habe viel Gewicht verloren. Ich glaube, dass es für Katja Rost noch schlimmer war als für mich. Als amtierende Professorin wurde sie von Studierenden direkt angegriffen. Ich hingegen bin emeritiert. Ich konnte mir das alles mit etwas Distanz anhören.

Sie haben ein verbreitetes Phänomen unserer Zeit hautnah erlebt – Sie waren mitten in einem Shitstorm. Wie fühlt sich das an?
Man ist in einem permanenten Stress und versucht, sich zu rechtfertigen. Ich habe zahlreiche Interviews gegeben, um zu erklären, was wir in der Studie aufzeigen wollten. Das war sehr anstrengend. Ich habe viel Hilfe von meinem Mann erhalten. Auch die Leitung der Universität Zürich hat uns sehr unterstützt. Sonst hätte ich das nicht gut durchgestanden. Zumal ich nicht ganz kapiert habe, was da vor sich ging.

Was haben Sie nicht verstanden?
Unsere Ergebnisse waren ja nicht neu. Es ist in der Forschung hinlänglich bekannt, dass sehr viele Frauen andere Karriereambitionen haben als Männer.

Als Wissenschaftlerin denken Sie immer auch die gesellschaftliche Ebene mit. Was haben Sie grundsätzlich über das Phänomen Shitstorm gelernt?
Dass der Anlass und die Dynamik eines Shitstorms nicht prognostizierbar sind. Mit welchen Themen und Aussagen man in so einen Sturm gerät, lässt sich nicht vorhersagen. Häufig werden latente Zeitgeistphänomene getriggert.

Anders gesagt: Ihr Befund hat einen Nerv getroffen.
Ja. Kritisiert wurde ich unter anderem für meine Aussage, dass sich Frauen eine Diskriminierung einreden lassen, diese aber real gar nicht erfahren. Ich würde das wieder so sagen.

Warum legen Sie Wert auf diesen Satz?
Auf die Frage in unserer Studie, ob sie sich wegen ihres Geschlechts benachteiligt fühlen, antworteten die Frauen in frauendominierten Studiengängen deutlich häufiger mit Ja als jene in männerdominierten Fächern. Das lässt sich nicht erklären. Warum sollten ausgerechnet sie benachteiligt werden? Der Begriff «Geschlecht» in der Frage wirkte als Trigger: Ich müsste doch benachteiligt sein.

Dann müsste der Begriff doch auch die Frauen in den männerdominierten Fächern getriggert haben.
Studentinnen in Frauenstudiengängen befassen sich stärker mit den Themen der Gender Studies. Das Wort «Geschlecht» zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Darauf folgt gedanklich «Benachteiligung» – unabhängig davon, ob das mit der eigenen Erfahrung übereinstimmt.

Sie halten es für ausgeschlossen, dass diese Studentinnen Benachteiligung erfahren?
Sicher nicht systematisch, sonst müsste das für die Frauen in Männerfächern ja umso mehr gelten. Früher wurden Frauen an Universitäten diskriminiert. Aber aktuell finden wir keine Beweise dafür. Diese Diskussion ist heute stark aufgeladen – auch unter Professorinnen.

88 ETH-Professorinnen schrieben Ihnen wegen der Studie einen offenen Brief. Warum fiel diese Kritik so heftig aus?
Diese Anfeindungen haben mich am meisten überrascht und geschmerzt. An der ETH sind die Professorinnen in Männerfächern tätig, in denen der Frauenanteil tief ist. Es könnte sein, dass sie sich durch unsere Befunde unter dem Verdacht stehend fühlten, Quotenfrauen zu sein.

«Ich würde das wieder so sagen»: Die emeritierte Ökonomieprofessorin Margit Osterloh im Gespräch über den Shitstorm, den sie ausgelöst hat. Foto: Silas Zindel

> «Frauen sind weniger ehrgeizig, weil sie geliebt werden wollen.»

Eine gewagte These.
Ich versuche zu erklären, was für mich eigentlich unerklärlich ist. Die Reaktion dieser Professorinnen war derart heftig, dass die Ursache tiefer liegen muss. Wir waren Nestbeschmutzerinnen: Wir verstiessen gegen den Zeitgeist und wurden dafür fertiggemacht.

Hat sich der Konflikt wieder gelegt?
Bis heute hat sich niemand bei uns entschuldigt. Der Angriff zielte unter die Gürtellinie. Uns wurde zum Beispiel vorgeworfen, unsere Studie entspreche nicht einmal dem Niveau einer Bachelorarbeit. Die Publikation im Fachjournal beweist nun das Gegenteil. Und wissen Sie, was die Ironie der Geschichte ist?

Erzählen Sie.
Ich habe mich in meiner Karriere stark für Frauen eingesetzt. Ich war Präsidentin der universitären Gleichstellungskommission und organisierte einen Kongress für deutschsprachige Frauenforscherinnen mit. Dort haben wir uns dafür starkgemacht, dass an den Universitäten Geschlechterforschung eingeführt wird.

Trotzdem kritisieren Sie jetzt die Geschlechterforschung. Wie passt das zusammen?
Ich mache nach wie vor selbst Gender Studies. Aber die einseitige Darstellung der Frauen als Opfer ist eine Fehlentwicklung. Und man rückt nicht einmal davon ab, wenn die Forschung zu anderen Ergebnissen kommt. So sind Studentinnen zum Beispiel selbst dann nicht karriereorientierter, wenn sie in einem weiblich dominierten Umfeld studieren. Das lässt sich nicht mit Diskriminierung erklären.

Stattdessen haben Frauen in männerdominierten Studiengängen mehr Ambitionen. Auf was führen Sie das zurück?
Frauen, die männerdominierte, mathematischere Studiengänge wählen, sind oft ehrgeiziger. Die Forschung zeigt: Mädchen sind in der Mathe zunächst gleichauf wie die Buben. In der Pubertät lässt ihre Leistung aber nach. Bei Mädchen in Mädchenschulen ist der Leistungsabfall viel weniger ausgeprägt. Diese Entwicklung setzt also ein, wenn sich die Mädchen in gemischten Klassen ihrer Rolle bewusst werden und beginnen, die weiblichen Stereotype zu leben.

Heisst das, dass es mehr geschlechtergetrennte Klassen braucht?
Ich bin absolut für teilweise geschlechtergetrennte Klassen. Mädchen und Buben sollten in Fächern wie Mathematik, Physik oder Informatik getrennt unterrichtet werden. Es ist empirisch belegt, dass die Leistungen in diesen Fächern besser werden, wenn Mädchen unter sich sind. Dann würden sie auch vermehrt Mint-Fächer studieren. Das wird mit dem Aufstieg der künstlichen Intelligenz umso wichtiger. Frauen sollten diese Umwälzung aktiv mitgestalten. Ich war selber auf einer Mädchenschule und habe später Maschinenbau studiert.

Müsste man nicht eher bei der Wettbewerbsaversion der Mädchen ansetzen?
Die Forschung ist hier sehr deutlich: Mädchen vermeiden nur den Wettbewerb mit Buben, untereinander sind sie durchaus wettbewerbsfreudig. Im Erwachsenenalter setzt sich das fort. Das liegt an der Sozialisation. Frauen mögen es nicht, als unweiblich angesehen zu werden, wenn sie gegen Männer siegen. Wenn eine Frau gelegentlich die Ellenbogen ausfährt, um erfolgreich zu sein, wird sie nicht geliebt von ihren Kollegen – und mitunter auch nicht von ihrem Mann.

Wie meinen Sie das?
Wir wissen aus Studien, dass die Trennungsquote höher ist, wenn die Frau mehr verdient als der Mann. Für Frauen ist es also nach wie vor gefährlich, im Wettbewerb gegen Männer zu gewinnen. Das ist doch ein Jammer!

> «Für Frauen ist es nach wie vor gefährlich, im Wettbewerb gegen Männer zu gewinnen.»

Wie könnte sich das ändern?
Frauen sind weniger ehrgeizig, weil sie geliebt werden wollen. Wir konnten in einem Laborexperiment aufzeigen, dass das Losverfahren bei der Rekrutierung von Frauen für Leitungspositionen hilft. Dabei wurde per Los aus einem Pool von qualifizierten Bewerbungen entschieden. Männer können es so besser akzeptieren, wenn eine Frau gewinnt. Heute kommt aber in Bewerbungsverfahren noch ein zusätzliches Problem dazu: Es gibt sogar eine umgekehrte Diskriminierung von Männern.

Männer werden diskriminiert? Das müssen Sie erklären.
Studien belegen, dass Frauen in der Akademie heute vielfach grössere Chancen haben, einen Lehrstuhl zu erhalten, als Männer. In Berufungsverfahren für Professuren werden sie häufiger als Männer zu einem Probevortrag vor der Berufungskommission eingeladen. Eine deutsche Studie zeigt zudem, dass Frauen in der Soziologie bevorzugt einen Lehrstuhl erhalten haben, obwohl ihre Publikationsleistung schlechter war als jene der Männer. Im Moment interessiere ich mich gerade dafür, wie sich das in der Wirtschaft verhält.

Und in der Privatwirtschaft: Werden dort Frauen oder Männer diskriminiert?
In einer neuen Studie, die ich mit Katja Rost mache, gehen wir der Frage nach, woran es liegt, dass Frauen in Spitzenpositionen gerade mal halb so lang in ihrer Position bleiben wie Männer. Dazu untersuchen wir die 100 grössten Unternehmen der Schweiz.

In der öffentlichen Debatte heisst es, das raue, männlich geprägte Klima sei verantwortlich dafür.
Frauen werden beim internen Aufstieg in privaten Firmen nach wie vor benachteiligt. Gleichzeitig werden viel häufiger Frauen als Männer extern rekrutiert. Und da sind sie im Vorteil, weil viele Firmen wegen der Quotenregelung Frauen in Toppositionen brauchen.

Das beantwortet noch nicht die Frage, warum sie dann im Durchschnitt früher wieder gehen.
Grundsätzlich stehen weniger Frauen als Männer für Toppositionen zur Verfügung. Sie werden daher schneller wieder abgeworben.

Das ist ja grundsätzlich eigentlich positiv.
Na ja, wenn Frauen nur halb so lange in den Positionen bleiben, fehlen ihnen wichtige Erfahrungen. Grosse Projekte lassen sich nicht innerhalb von zwei oder drei Jahren umsetzen. Das heisst, sie ernten die Früchte ihrer Arbeit nicht.

Durch Ihre Studie sahen sich die Gegner der Gleichstellungspolitik bestätigt: Frauenförderung wirkt nicht. Haben sie recht?
Die Gleichstellungspolitik war sicher nicht falsch. Aber sie hätte sich an die realen Gegebenheiten anpassen müssen. Ein Beispiel: In Uni-Fächern mit einem zehnprozentigen Frauenanteil bei den Studierenden eine Quote von 40 Prozent bei den Professuren zu fordern, ist nicht sinnvoll.

In der Schweiz müssen grosse Unternehmen heute offiziell berichten, wo sie punkto Frauenquote stehen. Ist das falsch?
Die Quote war nötig, damit mehr Frauen eine berufliche Karriere machen können. Aber jetzt müssen wir wirklich damit aufhören. Wir müssen die Ziele der Realität anpassen.

Die Frauenquote in Führungsgremien gilt in der Schweiz erst seit vier Jahren und nur für grosse börsenkotierte Unternehmen. Ein kurzer Zeitraum, um langfristige Schlüsse zu ziehen.
Trotzdem reicht es jetzt, zumal sich viele junge Männer benachteiligt fühlen.

Diese gefühlte Benachteiligung der Männer hat bereits Konsequenzen. Politisch wählen sie eher rechts, gesellschaftlich nimmt die Frauenfeindlichkeit zu.
Das hat einen direkten Zusammenhang. Auch die Anti-Woke-Politik in den USA ist unter anderem in diesem Kontext zu sehen. Frauen sind heute gebildeter als Männer und werden stärker gefördert. Männer sind zum schwachen Geschlecht geworden. Trump hat es verstanden, die Abstiegsängste der weniger gut gebildeten Männer aufzufangen und ihnen ihre Männlichkeit zurückzugeben.

Frauen werden stärker gefördert – und doch entscheiden sich viele gegen eine Karriere. Liegt das auch an den Rahmenbedingungen?
Es gibt viel Forschung zur sogenannten Mutterstrafe, also zur Frage, wie stark das Einkommen von Müttern nach der Geburt des ersten Kindes und zehn Jahre danach abfällt. Es gibt Studien, die dies in Ländern mit gut oder schlecht ausgebautem Kita-System untersuchen. Und da zeigt sich, dass diese strukturellen Faktoren nur einen sehr bedingten Einfluss auf die Mutterstrafe haben. Man darf sich also nicht zu viel von einer besser ausgebauten Kinderbetreuung erhoffen.

Was hat stattdessen einen grossen Einfluss?
Die gesellschaftlichen Normen. Oder konkret die Antwort auf die Frage, ob eine Mutter mit einem Kind unter sechs Jahren arbeiten gehen soll. In der Schweiz ist die Norm, dass Mütter kleiner Kinder zu Hause bleiben sollten, tief verankert, entsprechend ist auch die Mutterstrafe sehr hoch. Es wäre wichtig, diese Norm zu verändern – aber nichts ist schwieriger als das.

Dazu passt, dass in wohlhabenderen Gesellschaften die traditionelle Rollenteilung ausgeprägter ist.
Das ist das sogenannte Gender Equality Paradox. Das geht so: Eine hohe formal-rechtliche Geschlechtergleichheit korreliert stark mit dem Reichtum eines Landes. Auf die Schweiz trifft beides zu. In der Türkei, wo sowohl die formale Gleichheit der Frauen als auch der Wohlstand tiefer sind, gibt es prozentual mehr Ingenieurinnen als in der Schweiz.

Weil die Bildung und der gute Job für viele Türkinnen der Weg aus der Abhängigkeit sind?
Sagen wir es so: Man kann es sich als Frau in der Schweiz leisten, nicht Ingenieurin zu werden. Auch für die Männer ist es einfacher, eine Frau zu haben, die zu Hause alles regelt. Denn das Ideal, dass beide gleich viel im Büro und zu Hause arbeiten, lohnt sich häufig auch aus ökonomischer Perspektive nicht.

> «Unter Trump werden Wissenschaftler entlassen, wenn sie das ‹Falsche› forschen.»

Zwei Einkommen sind doch besser als eines?
Nobelpreisträgerin Claudia Goldin zeigte in einer Studie auf, dass das Familieneinkommen nicht dasselbe ist, wenn beide auf ein 80-Prozent-Pensum reduzieren. Gut Ausgebildete können ein höheres Familieneinkommen generieren, wenn einer der beiden Vollzeit arbeitet, der andere weniger.

Es klingt auf Anhieb nicht logisch, dass es sich mehr lohnt, wenn jemand sein Pensum stark zurückfährt.
In vielen anspruchsvollen Jobs ist die Produktivität pro Stunde höher als in einfacheren Tätigkeiten, je mehr man arbeitet. Es spielt daher durchaus eine Rolle, ob man viele oder wenige Wochenstunden arbeitet. Das ist für Teilzeit-Fans keine gute Botschaft, ich weiss. Aber wer will sich schon von einem Teilzeitchirurgen operieren lassen?

Es gibt heute aber auch in der Ärzteschaft immer mehr Teilzeitbeschäftigte.
Das ist in vielen Fällen unproblematisch. Der Teilzeitchirurg ist für mich lediglich das plakative Beispiel, um aufzuzeigen, dass das Ideal mit der Realität kollidieren kann. Viele Ärzte, Anwältinnen oder Finanzmenschen müssen viel arbeiten, um hochproduktiv zu sein. Es tut mir leid, jungen Eltern sagen zu müssen, dass es finanziell nicht gut herauskommt, wenn beide 80 Prozent arbeiten und sich die Pflichten aufteilen.

Teilzeitarbeit gilt als Lösung, um Mütter besser ins Erwerbsleben zu integrieren. Und jetzt sagen Sie, das nützt gar nichts?
Eine aktuelle Studie zeigt, dass Frauen bei Berufseintritt besser gebildet sind als Männer. Doch mit der Zeit stagnieren ihre Skills und das Einkommen, verglichen mit den Männern – wegen der Teilzeitarbeit. Die Einkommenskurve beider Geschlechter ist bis zum 30. Altersjahr gleich und bleibt dies bei ledigen Frauen auch darüber hinaus. Bei verheirateten hingegen knickt sie auf etwa 60 Prozent des Einkommens der Männer ab. Sie erholt sich auch nicht, wenn die Kinderphase vorbei ist. Diese Frauen holen den Rückstand nie mehr auf.

Gibt es einen Weg aus diesem Dilemma?
Wenn viele Frauen bevorzugen, Teilzeit zu arbeiten, um bei der Familie zu bleiben, dann ist das ja auch gut so. Ich will den Frauen nicht vorschreiben, was sie wollen sollen. Das ist für mich liberaler Feminismus.

Bei Ihnen war das auch so: Nach der Geburt Ihres Sohnes hat Ihr damaliger Mann promoviert. Sie wurden erst mit 47 Jahren Professorin. Würden Sie das wieder so machen?
Das kann ich nicht ausschliessen. Mein Sohn stand für mich nach der Geburt im Mittelpunkt. Ich ging zwar nach sechs Wochen wieder zur Arbeit – aber nicht gern. Ich finde, ein Jahr Pause müsste heute drinliegen, die Männer gehen schliesslich auch ins Militär.

Sie sind jetzt 80 Jahre alt – und wirken kein bisschen müde. Wie lange bleiben Sie noch aktiv als Wissenschaftlerin?
Solange ich kann. Für mich ist die Forschung wie ein Anti-Aging-Mittel. Es fühlt sich überhaupt nicht wie Arbeit an. Manche Leute kaufen sich ein Boot, wenn sie pensioniert sind – mein Mann und ich haben uns unser privates Forschungsinstitut Crema geleistet. Ich fühle mich als Wissenschaftlerin in der Schweiz privilegiert. Gleichzeitig weiss ich: Ich war zur besten Zeit Forscherin, die künftige Generation wird es nicht so leicht haben.

Sie meinen wegen der erodierenden Wissenschaftsfreiheit in den USA?
In den USA wird die Freiheit der Wissenschaft gerade beerdigt. Unter Trump wird die Forschung politisch missbraucht und Wissenschaftler entlassen, wenn sie das «Falsche» forschen. In der Schweiz sind die Unis institutionell besser geschützt als in den USA, wo Drittmittel und private Spender die Agenda stark beeinflussen. Aber bei uns sehe ich andere Gefahren.

Die ideologischen Konflikte?
Der Wokeismus hat die Wissenschaftsfreiheit bei uns gefährdet, aber dieser Trend flacht wieder ab. Als problematischer erachte ich den überaus starken Publikationsdruck, um in der akademischen Welt zu bestehen. Er hat enorm zugenommen. Ich weiss deshalb nicht, ob ich heute noch einmal Professorin werden wollen würde.